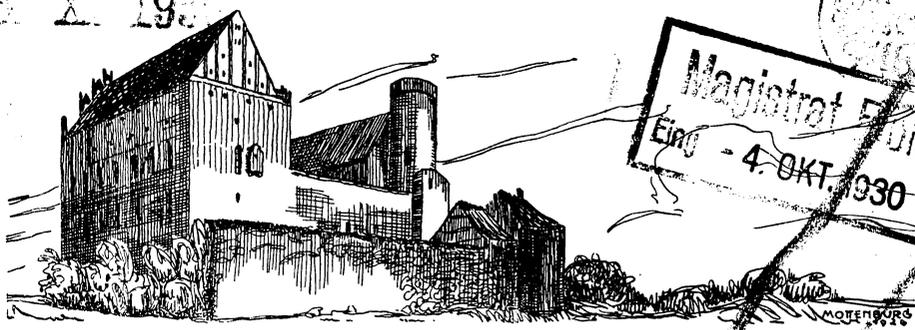


1930



Verlag  
Königsberg

Magistrat Königsberg  
Eing. - 4. OKT. 1930

# Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 5

1. Oktober 1930

Nummer 2

**Inhalt:** Otto Krauske †, S. 17. — Vereinsnachrichten, S. 19. — E. Krollmann, Der Maler Michael Willmann und seine Vaterstadt Königsberg Pr., S. 20. — A. Forstreuter, Die Erlebnisse eines preussischen Kriegsgefangenen bei den Russen, Tataren und Türken, S. 28.

## Otto Krauske †.

Im August traf den Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen ein schmerzlicher Verlust. Am 8. dieses Monats starb der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Otto Krauske, der seit langen Jahren dem Verein als Mitglied angehört und in schwieriger Zeit — von 1923 bis 1926 — als Vorsitzender an seiner Spitze gestanden hatte, seitdem aber sein Ehrenmitglied gewesen war.

Zwei Faktoren haben Otto Krauskens geistige Entwicklung und seinen Lebenslauf von Kindheit an bestimmt: das Elternhaus und die Heimatstadt, beide sich wechselseitig ergänzend. Er wurde am 10. Oktober 1859 als Sohn des Apothekers Friedrich Krauske geboren. Seine Mutter war Ottilie Dippold. Die Familie lebte in bescheidenem Wohlstand, der gerade noch den rechten Nährboden gab für eine verfeinerte bürgerliche Kultur, wie sie die Übergangszeit von den achtundvierziger Stürmen bis zur Reichsgründung begleitete. Davon ist ihm die Freude am Behagen in einem kultivierten Heim und das Vergnügen an bescheidener, aber anregender Geselligkeit, aber auch eine ausgesprochene Abneigung gegen Prokterium und Luxus jeder Art geblieben, wie er denn auch von Natur eine Anlage zu einer gewissen Frugalität mitbekommen hatte. Früh wurde ihm der Vater entzogen und der Umstand, daß er den größten Teil seiner Jugend unter vorwiegend weiblichem Einflusse gestanden hat, mag manche seiner Charaktereigenschaften erklären.

Krauske wuchs heran und besuchte das Gymnasium in seiner Vaterstadt, jenem Potsdam, wo der Geist des Hohenzollerntums von

allen Städten Preußens am lebendigsten war. In der traditions-  
gesättigten Potsdamer Luft konnte er in den Knabenjahren die großen  
Ereignisse von 1866 und 1870 schon mit wachen Augen in sich auf-  
nehmen, sein Jünglingsalter fiel in die ersten erfolgfrohen Zeiten der  
glanzvollen Bismarckischen Ära. Diese Eindrücke haben schon damals  
in ihm die Freude an der Geschichte geweckt. Nichtsdestoweniger ging  
er 1879 zunächst nach Heidelberg, um — wohl auf Wunsch seiner Ange-  
hörigen — Jura zu studieren, aber bereits im folgenden Jahre faßte er  
den Entschluß, sich dem geschichtlichen Studium zu widmen, und zwar in  
Berlin. Hierhin lockte ihn die Fülle großer Namen, die damals in der  
Reichshauptstadt am Himmel der Historiographie glänzten: Leopold  
v. Ranke, Johann Gustav Droysen, Wattenbach, Weißäcker, Heinrich  
von Treitschke, Roser, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Gustav  
Schmoller usw. Ranke las zwar nicht mehr, aber die Persönlichkeit  
dieses Größtesten unter den deutschen Geschichtsschreibern hat doch auf  
Krauske empfindlichen Geist überwältigend gewirkt. Droysen, Treitschke  
und Roser haben am meisten dazu beigetragen, ihn in der Be-  
geisterung für das Hohenzollerntum zu bestärken, und Schmoller ver-  
dankte er die Anregung zu den Spezialuntersuchungen, die den Haupt-  
teil seiner wissenschaftlichen Arbeiten bilden sollten. Schon seine  
Doktorarbeit über die Entwicklung der ständigen Diplomatie erschien in  
Schmollers staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen. In engster  
Verbindung mit Schmoller einerseits und Roser andererseits arbeitete  
Krauske das ganze seiner Promotion folgende Dezennium im Auftrage  
der Historischen Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.  
Als Früchte dieser Tätigkeit erschienen 1892 der dritte Band der  
Preussischen Staatschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II.  
(Bd. 1 und 2 von Roser) und 1894—1901 die beiden ersten Bände der  
Acta Borussia, Behördenorganisation und allgemeine Staatsverwal-  
tung Preußens im 18. Jahrhundert, die er mit Schmoller zusammen  
herausgab. Diese Publikation hat ihn endgültig festgelegt auf den  
Gegenstand, der von da ab seine wissenschaftliche Lebensaufgabe bleiben  
sollte: der große Preußenkönig Friedrich Wilhelm I.

1894 entschied sich Krauske für die akademische Laufbahn  
und habilitierte sich in Berlin als Privatdozent für mittlere und  
neuere Geschichte. Bereits im folgenden Jahre wurde er als a. o. Pro-  
fessor nach Göttingen berufen. Im Jahre 1902 wurde er als Nachfolger  
von Hans Bruh ordentlicher Professor der Geschichte zu Königsberg.  
Von hier aus leitete er noch die Publikation der Briefe König Friedrich  
Wilhelms I., die 1905 in den Acta Borussia erschienen, dann nahm ihn  
sein Lehramt, dem er sich mit hingebender Treue widmete, derartig in  
Anspruch, daß er nur noch in kleineren Aufsätzen an die Öffentlichkeit  
trat. Er glaubte dies Opfer bringen zu müssen aus einem preussischen  
Pflichtgefühl heraus, das ihm vorschrieb, in erster Linie Beamter zu  
sein, erst dann, soweit es das Amt erlaubte, auch Gelehrter. Zeit  
seines Lebens blieb er aber seinem erwählten Helden, dem Könige  
Friedrich Wilhelm I. treu und mit Stolz zeigte er seinen Freunden die  
umfangreiche Sammlung von Schriften über den großen König, die  
wohl alles enthielt, was jemals über diese fesselnde Persönlichkeit ver-  
öffentlicht worden ist.

Über Krauskes Wirksamkeit in Königsberg hat sein Schüler Bruno Schumacher eine liebevolle Studie in dem neuesten Hefte der Altpreussischen Forschungen veröffentlicht. Wir können es uns daher versagen, auch an dieser Stelle darauf im einzelnen einzugehen. Es sei nur noch seiner Tätigkeit für die Provinzialgeschichtlichen Verbände gedacht. Es war ihm nicht nur Formsache, dem Verein für die Geschichte als Mitglied anzugehören, seitdem er ihm durch Franz Rühl im Jahre 1902 zugeführt worden war, sondern er hat stets Wert darauf gelegt, sich auch aktiv zu betätigen. So hat der Verein ihm nicht nur lebendige wissenschaftliche Anregungen zu danken gehabt, sondern auch stetige Teilnahme an der Verwaltung, deren Leitung er nach dem Tode des Geheimen Archivrats Joachim 1923 als Vorsitzender selbst in die Hand nahm. Er hat dies Amt mit großer Treue und Umsicht bis zum Ende des Jahres 1926 verwaltet, bis ihn körperliche Gebrechlichkeit zwang zurückzutreten. Lebhaft beteiligt war er auch an der Gründung der Historischen Kommission, die bis zum Jahre 1927 unter seinem Vorsitz stand. Auch sie verdankt ihm viel, nicht nur durch die formelle Leitung, sondern auch durch seinen fruchtbaren Einfluß bei Begründung und Redaktion der Altpreussischen Forschungen.

Schwer gelitten hat Krauske durch den unglücklichen Ausgang des Krieges und die darauf folgenden Ereignisse. Sein Preußenherz hat sich niemals abfinden können mit den Ergebnissen des Umsturzes. Er hat seinem Königshause die Treue bis zum letzten Atemzuge bewahrt. Das Unglück Deutschlands lastete auf ihm, so daß seine Gesundheit untergraben wurde. Persönliche Verbitterung über die Vorgänge bei seiner Amtsentlassung im Jahre 1925 kam noch hinzu, um seine letzten Lebensjahre zu trüben. Das alles lag wie ein Schatten auf seinem am 10. Oktober 1929 unter Freunden still begangenen siebenzigsten Geburtstage, den er nur noch so kurze Zeit überleben sollte.

R. r.

## **Vereinsnachrichten.**

Für das nächste Vierteljahr sind folgende Vorträge vorgesehen:

Montag, 13. Oktober: Herr Redakteur Dr. S e r a p h i m: Das baltische Deutschtum und die Frage der Möglichkeit der Germanisierung der Letten und Esten.

Montag, 10. November: Herr Oberbaurat Dr. h. c. S c h m i d = Marienburg: Thema noch unbestimmt.

Donnerstag, 11. Dezember: Herr Professor Dr. B r a c k m a n n, Generaldirektor der preussischen Staatsarchive: Die Anfänge der deutschen Ostpolitik.

Die beiden ersten Vorträge finden im Lesesaal der Stadtbibliothek am Dom statt, der Vortrag von Herrn Prof. Brackmann im Benüheraal des neuen Staatsarchivs, gegenüber dem Schauspielhaus.

Im Januar 1931 wollen wir eine Festsetzung zur 700-Jahrfeier der Begründung des Ordensstaates, des ersten Auftretens der Ordensritter im Gebiete rechts der Weichsel veranstalten, bei der Herr Bibliotheksdirektor Dr. K r o l l m a n n über die Aufgaben der Geschichtsschreibung in Ostpreußen sprechen wird.

Herr Paul Berding hat sich leider genötigt gesehen, zum 1. Oktober sein Amt als Kassensführer niederzulegen. Er bleibt stellvertretender Kassensführer. Der Vorstand hat sich durch die Zuwahl von Herrn Buchhalter Karl Schulz ergänzt, der das Amt des Kassensführers übernimmt. Das Postsparkonto bleibt dasselbe (Königsberg 4194). Wir bitten alle Mitglieder, die ihre Beiträge, 15 RM. für Körperschaftliche, 6 RM. für Einzelmitglieder, noch nicht bezahlt haben, sie möglichst bald auf obiges Konto zu überweisen.

## Der Maler Michael Willmann und seine Vaterstadt Königsberg Pr.

Von C. Krollmann.

Am 27. September 1630 wurde zu Königsberg Pr. der Maler Michael Willmann geboren. In Schlessien, wo er in der Hauptsache gewirkt hat, begeht man die Dreihundertjahrfeier seiner Geburt. In Breslau ist für diesen Sommer vom Schlessischen Museum der bildenden Künste eine Jubiläumsausstellung seiner Werke veranstaltet. In zahlreichen Aufsätzen in schlessischen Zeitungen und Zeitschriften wird er mit Recht als einer der bedeutendsten, wenn nicht als der bedeutendste Barockmaler Deutschlands gefeiert. Es ziemt sich, daß auch in Ostpreußen seiner bei dieser Gelegenheit gedacht wird. Um so mehr, da auf Willmann bisher das Wort: Der Prophet gilt nichts im Vaterlande, in jeder Beziehung zutrifft. Man kann die ganze altpreußische Literatur des 17. Jahrhunderts und die des 18. bis in die achtziger Jahre durchstöbern, ohne auch nur die geringste Spur von ihm zu entdecken. Erst der vortreffliche Pisanski erwähnt ihn (mit falschem Vornamen, Jacob statt Michael) in seiner Literaturgeschichte (S. 453) nach Nicolais Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam 1769. Ungefähr gleichzeitig taucht sein Name auf in schlessischen Reisebeschreibungen, die in Band VI und IX des Preußischen Archivs abgedruckt sind. August Hagen, der Vater der preußischen Kunstgeschichte, erwähnt ihn gelegentlich schon in den dreißiger Jahren, aber nur um zu gestehen, daß er nichts von ihm wisse. Er sah dann im Jahre 1855 eine Anzahl von großen Kirchbildern Willmanns in Trutenau, einem Gute nicht weit von Königsberg, die aus dem Kloster Leubus dorthin geschafft worden waren. Sie machten auf ihn einen abschreckenden Eindruck. Literarisch hat sich Hagen erst mit Willmann beschäftigt, nachdem er die Arbeit von A. Knoblich „Leben und Werke des Malers Willmann“, Breslau 1868, kennengelernt hatte, in einem Aufsatz über Königsbergs Kupferstecher und Formschneider des 16. und 17. Jahrhunderts (Altpreuß. Monatschrift 1879, S. 543 ff.). Er vermag aber weder etwas Neues über Willmann beizubringen, noch — seiner ganzen Einstellung nach — ihm gerecht zu werden. Ebensowenig ist dies der Fall bei Degen, „Nachrichten von Königsberger Künstlern“, veröffentlicht von Artur Warda in den Altpreußischen Forschungen II. 2, S. 94 f. Literarische Quellen zur Lebensgeschichte Willmanns gibt es also in Altpreußen nicht. Wir sind daher für die Jugend und vorklassische Zeit Will-

manns auf eine außerpreußische Quelle angewiesen, das ist die Lebensbeschreibung in Sandrarts Academie 1683. Sie ist auch durchaus vertrauenswürdig, denn man darf mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie von dem Künstler selbst oder wenigstens aus seiner Umgebung an Sandrart eingekandt worden ist. Dort wird berichtet, daß Michael Willmann 1630 in Königsberg in Preußen geboren sei. Sein Vater war Peter Willmann, ein Maler, der nicht zu den Schlechtesten zählte. Michael, von einer angeborenen Neigung zur Malerei beseelt, lieferte schon in ganz jungen Jahren in der Ölmalerei und im Aquarell Beweise einer starken Begabung, so daß er im Alter von zwanzig Jahren fast alle Künstler der Heimat weit übertraf. Um größere Erfahrung in der Kunst zu sammeln, begab er sich nach Holland, insbesondere nach Amsterdam. Diese Angaben sind maßgebend, wenn man versuchen will, Näheres über Willmanns Jugendzeit zu ermitteln. Zunächst gilt es, dem Hinweis auf den Vater nachzugehen, der doch zweifellos dem Sohn die ersten künstlerischen Anregungen gegeben hat. Da alle anderen Quellen über Peter Willmann schweigen, blieb nur die Nachforschung in Archiven und Kirchenbüchern. Das Staatsarchiv in Königsberg ist augenblicklich nicht zugänglich, sobald es wieder benutzbar ist, werden die Rechnungsbücher der kurfürstlichen Rentkammer nachzuprüfen sein, das städtische ist größtenteils verloren gegangen und versagt. Dagegen bestätigt das Kirchenbuch der Altstadt Königsberg die Nachrichten bei Sandrart. Es ergibt: Der Maler Peter Willmann heiratet 1623 dominica 20 post trinitatis die Jungfrau Maria Dirschow, nachgelassene Tochter des Freien Fabian Dirschow. Er wohnte auf dem Kollberg. Dem Ehepaar wurden in den Jahren 1624 bis 1641 zehn Kinder geboren, von denen drei jung starben. Michael war das vierte Kind, zwei Brüder und eine Schwester gingen ihm voraus. Peter Willmann starb im Dezember 1665, seine Witwe Maria im Januar 1670. Beide wurden mit Glockengeläute und Leichenpredigt begraben, was dafür spricht, daß sie angesehene und einigermaßen wohlhabende Leute waren. Einen Einblick in den Kreis, in dem sie lebten, geben die Paten der Kinder. Da finden sich neben den Verwandten der Frau aus dem Freien-Stande sehr viel vornehme Persönlichkeiten aus Königsberger Ratsgeschlechtern, wie die Derschhaus (die wohl mit der Mutter verwandt waren), Kenkel, Kreuzhner, Knobloch, Grube, Löpner, Kelch usw., einmal auch (1634) ein Maler Christoph Hennenberger, der ganz unbekannt ist und wohl nicht viel geleistet hat, denn er stirbt 1638 als Naßhöker. Die Paten Michaels sind angesehene Königsberger Geistliche: Eilardi, Halbach und Wolder. Es ergeben sich auch Beziehungen zur Familie des berühmten Danziger Malers Anton Möller, der ja ebenfalls ein Königsberger Kind war. Zweimal (1628 und 1640) erscheint der Balbierer Albrecht Möller als Pate und einmal (1635), seine Tochter Maria. Der Vater Anton Möllers war Hofbarbierer in Königsberg. Maria Möller heiratete den späteren Bürgermeister Johann Weger, einen Sohn zweiter Ehe des Chirurgen Johann Weger, der 1577 in erster Ehe Ursula Hermens, die Witwe des Hofbarbiers Anton Möller, also die Mutter des Malers, geheiratet hatte.

Von den künstlerischen Leistungen Peter Willmanns ist uns nicht das geringste bekannt. Wir können daher auch nicht feststellen,

in welcher Richtung etwa er seinen begabten Sohn beeinflusst hat. Daß ein Künstler so ganz ohne Erinnerung verschwinden konnte, erklärt sich wohl am ersten aus der sehr nüchternen Einstellung der Ostpreußen jener Zeit, bei der persönliche Momente selten mitsprechen. Wir haben jaft aus der Zeit, in die Michael Willmanns Lehrjahre fallen müssen — etwa 1645 bis 1650 — einen Berichterstatter, Kaspar Stein, der mit großer Ausführlichkeit über das damalige Königsberg schreibt, eine erstaunliche Fülle von Gemälden, Plastiken und anderen Kunstwerken aufzählt und dabei noch vieles, immerhin nicht Unbedeutendes übergeht. Aber Angaben über die Meister der von ihm erwähnten Werke sind auffallend dürftig, trotzdem es sich vielfach um Zeitgenossen handelt. Er nennt nur zwei Baukünstler, Blasius Berwart und Johann Wismar, einen Goldschmied, Paul Egloff, einen Kupferstecher, Friedrich Hermann und vier Maler: Anton Möller, Johann Hennenberger, Christoph Singknecht und Philipp Westphal. Außerdem erwähnt er ohne Namensnennung einen Brabanter Maler als den Meister geistreicher Gemälde am zweiten Altar der katholischen Kirche auf dem Sachheim. Wir können aber nicht umhin, festzustellen, daß Kaspar Steins Beschreibung Königsbergs für ein äußerst lebendiges und reiches Kunstleben in der Pregelstadt während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts vollgültiger Beweis ist. Es hat ein unbegreiflicher Unstern über unserer Stadt gewaltet, daß nicht der zehnte Teil von den Kunstschätzen, die er aufzählt, bis auf die Gegenwart gekommen ist. Von den Kirchen, in denen er bemerkenswerte Gemälde, teils Tafelbilder, teils Wand- und Deckengemälde erwähnt, ist allein der Dom mit seinem Inhalt einigermaßen unverfehrt auf unsere Zeit gekommen. Die Altstadtische Kirche ist 1824 abgebrochen, nur ganz wenige Inventarstücke sind erhalten geblieben, die Löbenichtische Kirche ist 1768 ausgebrannt. Die Hospitalkirche im Löbenicht ist abgebrochen, die litauische Kirche St. Elisabeth ist eingegangen. Die Kirche des St. Georg-Hospitals ist abgebrochen, die Altroßgärter Kirche, erbaut 1623, wurde bereits 1651 gänzlich umgebaut, die Tragheimer von 1626 hatte dasselbe Schicksal 1708, die Haberberger Kirche erfuhr 1653 einen Neubau. Ueberall ist die alte Ausstattung verschwunden. Nur in der Steindammer Kirche sind die Altargemälde von Anton Möller erhalten geblieben. Ebenso schlimm steht es mit den öffentlichen Gebäuden der drei Städte, die zum Teil geradezu überfüllt waren mit Kunstschätzen, als Stein sie sah. Das Altstadtische Rathaus ist 1754 abgebrochen, das Aneiphössche ist erhalten und bewahrt jezt im Stadtgeschichtlichen Museum wenigstens einen Teil geretteter Bilder; das Löbenichtische Rathaus ist 1764 ausgebrannt. Einige Fürstenporträts, die sich dort befanden, sind nach Marienburg gekommen. Der Altstadtische Junkerhof ist im 19. Jahrhundert eingegangen, seine Schätze sind verschwunden. Auch im Aneiphösschen Junkerhof findet sich nichts mehr aus dem 17. Jahrhundert. Auch die Junker- und Gemeindegärten der drei Städte sind verschwunden, man kennt nur mehr ihre Stätte, von ihren Kunstwerken ganz vereinzelte Stücke. Die Börje am Grünen Tor, deren Plafond mit 60 Gemälden von Christoph Singknecht geziert war, ist schon im Anfang des 19. Jahrhunderts abgerissen worden. Die künstlerisch geschmückten Tore, das Grüne, das Steindammer usw. sind längst dahin. Von dem Schloß erwähnt Stein

nur den Westflügel, die bewohnten Gemächer scheinen ihm nicht zugänglich gewesen zu sein. Sehr viel Rühmens hat er auch von den Häusern der wohlhabenden Bürger und ihrer Ausstattung, ohne indessen — mit ganz wenigen Ausnahmen — auf Einzelheiten einzugehen. Viele Kunstwerke, die seinerzeit noch aus den abgebrannten oder abgerissenen Kirchen und öffentlichen Gebäuden gerettet worden waren, sind später, namentlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, verloren gegangen durch Nichtachtung und Vernachlässigung. So kannte Faber (1840) noch ein Jüngstes Gericht und einen von Kaspar Stein besonders gelobten Krucifixus mit Maria und Johannes aus dem Altstädtischen Rathhause, die sich im Stadtgericht befanden. Hagen sah wenige Jahre später dort nur noch das Weltgericht, das er für ein Werk Anton Möllers hielt, in völlig ramponiertem Zustande. Erhalten sind noch aus rathäuslichem Inventar eine Reihe von großen Fürstenbildern, die Könige Sigismund und Wladislaw IV. von Polen, die Herzöge Albrecht, Albrecht Friedrich und Georg Friedrich, die Kurfürsten Joachim Friedrich, Johann Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm, lauter konventionelle Repräsentationsbilder. Ferner ist zu nennen ein sehr gutes Porträt des Bürgermeisters Henning Wegner († 1636) und eine große Ansicht des Kneiphofs mit der Börse, vom südlichen Pregelufer gesehen, die vielleicht von Christoph Singnecht ist. Diese Stüde befinden sich im Stadtgeschichtlichen Museum. Bedeutungsvoll durch Zahl und Qualität sind allein die im Dom überlieferten Kunstschätze.

Wenn man die Malerliste bei Kaspar Stein einer näheren Betrachtung unterzieht, tritt die große Bedeutung Anton Möllers auch für Königsberg und ganz Ostpreußen hervor. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er hier nicht nur selbst tätig gewesen ist, sondern auch Schule gemacht hat. Außer dem unbedingt gesicherten Werke Möllers in der Steindammer Kirche, dem Jüngsten Gericht mit Auferstehung und Hölleinsturz, wird ihm wohl mit Recht auch das Gemälde und die Porträts auf dem Epitaph des Oberburggrafen Wolf von Wernsdorf und seiner Gemahlin im Dom zugeschrieben, das qualitativ vielleicht noch höher steht als das Steindammer Werk. Es braucht dem nicht entgegenzustehen, daß die Frau von Wernsdorf erst 1619 gestorben ist, d. h. acht Jahre nach dem Tode Anton Möllers (1611). Es kam sehr häufig vor, daß Witwen oder Witwer bei Lebzeiten für ihren Gatten und sich selbst Denkmäler setzen ließen. Der Oberburggraf ist bereits 1606 gestorben. Ganz nahe Verwandtschaft mit dem Wernsdorfschen Epitaph zeigt das Crenzensche in Domnau. Auch ein Jüngstes Gericht in der Kirche zu Nowunden gehört nach Bötticher der Schule Möllers an. Hagen bringt auch das Büttnersche und das Platorsche Epitaph im Dom mit ihm in Beziehung. Daß er ihm auch das verloren gegangene Jüngste Gericht aus dem Stadtgericht zuschrieb, wurde bereits erwähnt. Dethleffen berichtet, daß 1861 Fresken Anton Möllers in der Schloßkirche übertüncht worden seien. Auch das Jüngste Gericht im großen Altar des Doms ist nach Rohde vielleicht ein Werk Anton Möllers. Dazu kommt noch das Damenporträt von 1608, wahrscheinlich die Kurfürstin Anna, Gemahlin Johann Sigismunds, welches vor einigen Jahren von der Stadtbibliothek an die städtischen Kunstsammlungen abgegeben wurde. Das

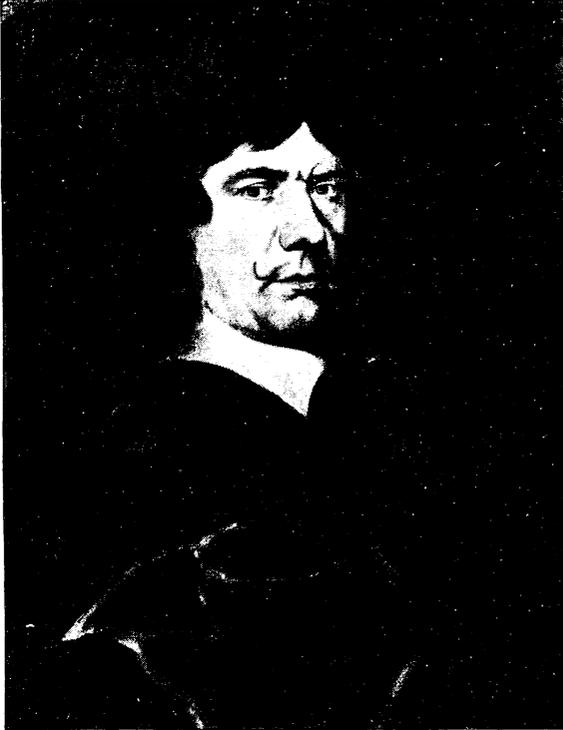
Prussia-Museum besitzt auch zwei Handzeichnungen Möllers. Es ist also nicht ganz wenig, was Ostpreußen von ihm hat. Es würde sich verlohnen, der Wirksamkeit Möllers und seiner Schule in Ostpreußen noch näher nachzugehen. Hier konnten nur Andeutungen gegeben werden. Daß der junge Willmann Werke Möllers gekannt hat, steht außer Zweifel, und daß er von ihnen beeinflusst worden ist, darf mit Rohde wohl angenommen werden. Seine spätere Entwicklung zeigt, daß er eine außerordentliche Aufnahmefähigkeit für fremde Technik und fremde Komposition besaß. So kann man z. B. vielleicht in seinem Heiligen Jakobus d. A. im Maurenkampfe (von 1662) Reminiszzenzen an Möller entdecken.

Auf Johann Hennenberger brauchen wir hier nicht näher einzugehen. Seine saubere handwerksmäßige Kunst im Dienste der Genealogie konnte einem Talente wie Willmann auch in den Lehrjahren nichts bieten.

Von Christoph Singknecht (er wird fälschlich hier und da Gregor, auch Christoph Gregor genannt) haben wir nur literarische Nachrichten. Er entstammte einer Königsberger Familie und wird um 1585 geboren sein, denn er wurde im Winter 1598/99 als minorennis bei der Universität immatrikuliert. Er wurde später Schöpffenmeister im Löbenicht. Von seinen Werken erwähnt Kaspar Stein eine navicula Christi und einen status ecclesiae im Löbenicht'schen Rathause, er nennt ihn einen pictor ingeniosus und schreibt seinen Arbeiten künstlerischen Wert zu. Außerdem hat Singknecht nach dem Erläuterten Preußen (V. S. 461) die 1624 neu erbaute Börse ausgemalt mit 60 emblematischen Bildern. Leider ist keine seiner Arbeiten erhalten, außer vielleicht der oben erwähnten Ansicht des Kneiphofs. Ob dieser Singknecht auch noch die schöne Ausstattung der Wallenrodtschen Bibliothek (1650/51) gemacht hat, muß mangels Angabe eines Vornamens in der betreffenden Urkunde dahingestellt bleiben.

Schließlich nennt Kaspar Stein noch Philipp Westphal. Er hat 1647 den neuen Altar in der Löbenicht'schen Kirche mit Bildern staffiert: ein Abendmahl und die vier großen Propheten. Dem Daniel soll er das Gesicht des damaligen Löbenicht'schen Organisten gegeben, und es nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem kleinen Finger gemalt haben. Diese Bilder sind verbrannt. Dagegen existiert von ihm noch ein Porträt Simon Dachs in der Wallenrodtschen Bibliothek, eine durchaus respectable Leistung. Auch den Rektor der Altstädtischen Schule, Hartwich Michelmann, hat er gemalt, das Original scheint verschollen zu sein, ein darnach angefertigter Stich ist recht unbedeutend. 1644 hat er die Kanzel in der Pfarrkirche in Insterburg staffiert, d. h. bemalt und mit Skulpturen versehen, ein Werk, das sehr gelobt wird. Auch Willmann hat sich, wie Sandrart berichtet, in Leubus mit Studarbeiten versucht. Mehr war über Westphal nicht zu ermitteln.

Kaspar Stein hat aber die Zahl der Königsberger Maler jener Zeit nicht erschöpft. Ihre Reihe läßt sich noch ergänzen. Da wäre in erster Linie Matthias Czwick zu nennen, ein Künstler von ungewöhnlichem Lebensgange. Er war um 1601 in Böhmen geboren, wurde in ganz jungen Jahren zum Soldaten gepreßt, machte die Schlacht am Weißen Berge mit und kam 1628 — immer noch als



**M i c h a e l W i l l m a n n**

geb. Königsberg, den 27. Sept. 1630, gest. Leubus, den 26. August 1706  
(Das Klischee stellte der Verlag der Schlesischen Monatshefte Wilh.  
Gottlieb Korn in Breslau freundlichst zur Verfügung)



Soldat — nach Königsberg. Hier wurde er von dem Grafen Adam von Schwarzenberg entdeckt und dem Kurfürsten Georg Wilhelm empfohlen. Dieser gab ihm eine Hofmalerbestallung und sandte ihn zur weiteren Ausbildung nach England, Frankreich und den Niederlanden. 1633 nach Königsberg zurückgekehrt, erhielt er eine neue verbesserte Bestallung. Wie sehr der Kurfürst ihn schätzte, geht daraus hervor, daß er ihm Schüler zuwies und mit deren Ausbildung betraute. Im Jahre 1652 wurde er, wie viele andere Beamte in Preußen, abgebaut. Er starb am 29. November 1654. Simon Dach widmete seiner Witwe Maria, geb. Hoffmann, ein langes Trostgedicht. Pijsanski (Literärgech. S. 453) kannte ihn und berichtet, er habe „Schildereien“ geliefert, von denen man behauptete, daß sie mit den besten Stücken um den Vorzug stritten. Nach Simon Dach waren Rubens, Golzius und der kaiserliche Hofmaler Bartholomäus Spranger seine Vorbilder. Auch Nicolat erwähnt ihn in seiner Beschreibung von Berlin, Anhang S. 37. Czwicziks Werke waren vollkommen verschollen, erst Seidel (Hohenzollern-Jahrbuch I. S. 198) hat ihn als den Meister von drei Gemälden ermittelt, die noch in Berlin und Königsberg vorhanden sind: Der Kurfürst Friedrich Wilhelm im Alter von 22 Jahren, derselbe mit seiner Gemahlin Louise Henriette und die Taufe des ältesten Sohnes dieses Paares. Sonst sind nur noch einige Porträts von ihm literarisch bekannt, von Schwarzenberg, Burgsdorf, dem Herzog Jakob von Kur-land. Nach Pijsanski hat er mit seinen Arbeiten ein bedeutendes Vermögen gesammelt. Das Porträt des Großen Kurfürsten ist gut, es genügt aber nicht, um einen rechten Begriff von Czwicziks Leistungsfähigkeit zu vermitteln.

Von den Schülern Czwicziks ist einer bekannt: Gabriel Wigel. Nach Pijsanski, der ihn Wegel nennt, war es ein Ostpreuße. 1640 wurde er auf Veranlassung des Kurfürsten Geselle bei Czwiczik, 1641 am 5. November, bekam er bereits eine Hofmalerbestallung. Nach Rohde hat er die Gemälde an den Decken der kurfürstlichen Gemächer im Königsberger Schlosse gemalt, nach Ehrenberg Gemälde in der Schloßkirche. Nach letzterem stand er unter starkem holländischen Einfluß, was bei seinem Lehrmeister zweifellos auch der Fall ist.

Schließlich sei hier noch ein Maler erwähnt, der zwar nicht in Königsberg lebte, aber doch ein lebendiges Zeugnis gibt von dem befruchtenden Einflusse, der von dort aus auch in der Provinz sich geltend machte: Michael Zeigermann in Insterburg. Dieses bis dahin ganz unbedeutende Landstädtchen hatte in der Zeit des Schwedenkrieges viele Vorteile eingeheimst, die den Königsbergern durch die schwedischen und polnischen Behinderungen ihres Handels entgingen. Der schnell wachsende Wohlstand der Insterburger Bürger zeigt sich in der ganz ungewöhnlich prächtigen Ausstattung ihrer Pfarrkirche. Zeigermann hat sie in den Jahren 1644 bis 1653 reich ausgemalt und auch sonst zu ihrem Schmucke verschiedene Porträts geliefert. Seine Leistungen werden sehr verschieden beurteilt und bedürfen noch der Nachprüfung. Er soll um 1600 in Preußen geboren sein.

Der in obigen Ausführungen gemachte Versuch, die künstlerische Umwelt zu schildern, in der Michael Willmann heranwuchs, mußte notwendig ein bloßer Versuch bleiben, da einerseits infolge einer unglücklichen Entwicklung in Königsberg so außerordentlich viele Kunstwerke

zugrunde gegangen sind, andererseits keine einschlägigen Vorarbeiten vorliegen, weil der Nachwelt überhaupt der Glaube an die Leistungsfähigkeit der Vorfahren verloren gegangen war. Vielleicht kann er aber dazu dienen, zu größerer Beachtung der Kunst des 17. Jahrhunderts auch in Preußen anzuregen.

Von wem auch immer und wie auch immer der jugendliche Willmann in Königsberg beeinflusst worden ist, die allgemeine Richtung für seine Entwicklung hat er schon hier erhalten, sie ging über die Niederlande. Hier, insbesondere in Amsterdam, gab er sich eifrigen Studien hin, ohne indessen irgendeines einzelnen Meisters Schüler zu werden. Er war bereits reif genug, von ihren Werken unmittelbar aufzunehmen, was er brauchte. Rubens und van Dyck einerseits, Rembrandt und Ruysdael andererseits haben ihn am meisten beeinflusst. Von den Niederlanden begab er sich nach Deutschland, besonders Prag hatte es ihm angetan; vielleicht war dafür Mathias Cziczik bestimmend gewesen. Schon vor 1656 machte er die Bekanntschaft des Leubuser Abtes Arnold Freiberger, eines Märkers, für den er in diesem Jahre die ersten Arbeiten lieferte. Um 1660 malte er Wandbilder für das Breslauer Rathaus, auch mit dem Kurfürsten von Brandenburg knüpfte er an. Sandrart hebt ein großes Gemälde, Vulkan mit den Cyclopen waffenschmiedend, besonders hervor, das er für seinen Landesherrn gemalt hat. Es ist bei der Plünderung Charlottenburgs 1760 verlorengegangen. Erst Anfang der sechziger Jahre nahm Willmanns Wanderleben ein Ende. Er wurde katholisch, schloß eine glückliche Ehe mit der Witwe des kaiserlichen Kanzlisten Liska und trat ganz in den Dienst des Klosters Leubus. In dem zum Kloster gehörigen Orte hat er sein ferneres Leben zugebracht und ist er am 26. August 1706 verstorben. Rund ein halbes Jahrhundert hat er dort als Kirchenmaler gewirkt und eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltet. Die überaus reiche malerische Ausstattung, welche die Stiftskirche zu Leubus, eine der größten Klosterkirchen Schlesiens, durch ihn erhielt, veranlaßte auch die übrigen Zisterzienser-Kirchen der Provinz ihm zahlreiche Aufträge zu erteilen, unter denen die Fresken in der St. Josephskirche zu Grüssau besonders hervorragen. Willmann konnte sehr bald die Arbeit nicht mehr allein bewältigen, so daß er einen ausgedehnten Werkstattbetrieb einrichten mußte, dessen Erzeugnisse ganz Schlesien versorgten. Aber wenn es auch gelänge aus der Fülle der noch vorhandenen Werke, die unter seinem Namen gehen, die Werkstattarbeiten völlig auszuscheiden, würde doch noch eine Menge eigener Arbeiten überbleiben, die einen staunenswerten Fleiß verraten. Ihre Qualität berechtigt die Schlesier vollauf, ihn als ihren größten Barockmaler zu preisen und sichert ihm eine überragende Stellung in der gemeindeutschen Kunst jener Zeit.

Willmann hat einmal selbst, als die Frage erörtert wurde, warum er nicht in Italien gewesen sei, geantwortet: „Nicht die Gegend macht den Künstler, nicht lange Reisen in der Fremde, sondern die Begabung und der von Gott verliehene Charakter führt ihn auf die Höhen der Kunst und gibt ihm seine Gesetze.“ Das ist kennzeichnend für das Kraftgefühl, das in ihm lebendig war, aber auch kennzeichnend für die Zeit des deutschen Barocks überhaupt. Diese göttliche Bestimmtheit

lebt nicht nur in der geistigen Haltung der katholischen Gegenreformation, sondern auch im Bewußtsein ihres Gegenpols, der brandenburgischen Reformierten. Ihr Typus ist der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der seine zeitlichen Aufgaben in dem festen Glauben an seine göttliche Berufung anpakte. Beide Richtungen gaben ihrem Zeitalter den Stempel des Heroischen. Ausgesprochen heroisch ist auch der Geist, der sich in Willmanns Hauptwerke, der Folge der mächtigen Apostelmartyrien in der Stiftskirche zu Leubus offenbart. Er reißt den Beschauer aus den Niederungen bluttriefender Marter und Pein empor in die Sphäre heldenhaften Bekenntertums. So sehr nun Willmann in seinen religiösen Werken als Vertreter der Gegenreformation erscheint, immer wieder fühlte er sich doch auch zur Gegenseite hingezogen. Trotz des religiösen Gegensatzes blieb er in dauernden Beziehungen zum Berliner Hofe. Nach schlesiſchen Quellen soll er sogar brandenburgischer Hofmaler gewesen sein. Nach Nicolais Beschreibung von Berlin gab es dort, in königlichem und Privatbesitz, eine ganze Reihe von Werken Willmanns. So besaß der Kupferstecher J. W. Meil einen „Marienfuß“ von ihm und verschiedene kleine Stücke. Puhlmann erwähnt in seinem Kataloge mehrere Werke von seiner Hand. Nur ein Bild von diesen ist zur Zeit noch nachweisbar, die prächtige Huldigung der Künſte vor dem Großen Kurfürsten von 1682. In der Breslauer Ausstellung war Gelegenheit, dieses Gemälde zusammen mit den Apostelmartyrien zu betrachten. Es war, als sehe man in zwei verschiedene Welten, so verschieden erscheint Maltechnik, Komposition und Auffassung. Bei den Apostelmartyrien äußerste Konzentration auf einen stürmisch bewegten Vorgang in Komposition, Verteilung von Licht und Schatten und verschwimmenden Farben; bei dem Huldigungsbilde breitetest Aufbau der ruhig und vornehm wirkenden Szene mit heiterem Prunk der betonten Farben und feiner Beleuchtung, die unauffällig den auch äußerlich ganz in den Mittelpunkt gerückten Fürsten hervorhebt. Aber auch hier waltet der Zug in das Heldenhafte: der Sieger im Glanze des Friedens.

Es wäre jedoch abwegig, wollte man nur diese Gegenjählichkeit in dem Künstler Willmann betonen. Neben den heldischen Gemälden laufen, insbesondere in seinen späteren Jahren, andere religiöse Stücke einher, die ganz erfüllt sind von der sinnlichen Entzückung des spanischen und süddeutschen Spätbarocks, wie seine Heilige Familie, der Marienfuß und die Vision des heiligen Bernhard von Clairvaux. Ganz anders wieder als diese großfigurigen Stücke sind jene eingestellt, in denen das figürliche fast verschwindet, um die deutsche Landschaft in das Märchenhafte zu sublimieren, wie in dem Johannes der Täufer und dem entzückenden Bilde der Jakobsleiter, oder wieder andere wie seine wunderbare „Schöpfung“, in der die Kleinfiguren in breiter Fülle unmittelbare Märchen zu erzählen scheinen. Noch wieder anders kommt Willmanns künstlerische Phantasie und Erzählungskunst zum Ausdruck in seinen mythologischen Szenen, wie Diana und Aktäon und die herrliche Entführung der Europa, ein Bild, das ihn als den Wegbereiter des Rokoko erscheinen läßt. Um seine große Vielseitigkeit und Beweglichkeit hervorzuheben, sei auch auf seine, allerdings nicht zahlreichen Porträts hingewiesen, von denen das hier wieder-

gegebene Selbstbildnis und das vortreffliche Bild des Abtes Rosa von Grüssau besonders bemerkenswert sind.

Von allen modernen Beurteilern Willmanns wird auf seine große Anpassungsfähigkeit hingewiesen, wie er in der Jugend von Rubens und van Dyck und gleichzeitig von ihrem Antipoden Rembrandt gelernt hat, hat er sich später auch von Italienern, Spaniern und Franzosen und sicher auch von süddeutschen Barockmalern beeinflussen lassen. Er hat es auch nicht verschmäht, fremde Kompositionen und fremde Bilderfolgen zum Vorbild zu nehmen. Aber was er auch aufnahm, es wurde innerlich verarbeitet und mit einer höchst persönlichen Note wiedergegeben. Niemals war er ein bloßer Eklektiker, vielmehr in jedem Stück eine kraftvolle Künstlerpersönlichkeit. Königsberg kann stolz darauf sein, sich Willmanns Vaterstadt nennen zu dürfen.

## Die Erlebnisse eines preußischen Kriegsgefangenen bei den Russen, Tataren und Türken.

Von Kurt Forstreuter.

Zu den größten Schäden unseres politischen Lebens gehört der Umstand, daß viele Deutsche in fremden Heeren für eine uns oft schädliche Sache kämpfen. Es sind nicht nur solche, die zwangsmäßig einem fremden Staate angehören, sondern auch deutsche Staatsbürger, die als Fremdenlegionäre die kolonialen Sorgen unserer Nachbarn erleichtern. Dieser Schaden ist alt. Seit dem Aufkommen der Söldnerheere haben Deutsche unter den verschiedensten Fahnen die Schlachtfelder aller Länder bevölkert.

Die Schicksale eines preußischen Fremdenlegionärs aus dem 17. Jahrhundert sind interessant nicht allein wegen dieser Beziehung zur Gegenwart. Sie sind zugleich eine nicht zu unterschätzende Quelle zur Erkenntnis des europäischen Ostens in vergangener Zeit. Wegen ihrer Spärlichkeit hat man die Berichte der Reisenden nach Osteuropa vor dem Jahre 1700 mit besonderer Aufmerksamkeit gesammelt. Es sei verwiesen auf das Werk von Adelong und die Ergänzungen von Cordt. Auch nach diesen Ergänzungen wird man eine Reihe nicht uninteressanter Nachträge allein aus dem Königsberger Staatsarchiv bringen können. Als ein solcher Nachtrag, der zugleich eine Probe veröffentlicht, ist der folgende Hinweis gedacht.

Der Verfasser der folgenden Erzählung ist ein preußischer Edelmann namens Hans von Kalkstein, ein Angehöriger der preußischen Adelsfamilie. Er nennt seinen Vornamen nicht, doch ist dieser aus anderen Quellen festzustellen. Nach Gallandis Stammtafeln<sup>1)</sup> wurde er 1596 als Sohn des gleichnamigen Landrichters von Rastenburg und Besitzers von Partsch, Kreis Rastenburg, geboren. In dem Register zu Mühlverstedts Werk über das Geschlecht von Kalkstein<sup>2)</sup> wird er mit seinem Vater zu einer Person verschmolzen. Er verlor seinen Vater 1613. Im folgenden Jahre zog er in den Krieg. Nach

<sup>1)</sup> St. A. Königsberg.

<sup>2)</sup> Magdeburg 1904.

seiner Heimkehr hat er ein Fräulein Anna von Groß-Pfersfelder geheiratet, sich aber im politischen Leben anscheinend nicht mehr betätigt. Wegen seiner „unter den Feinden Christlichen Namens ausgestandenen Calamitäten“ erhielt er am 22. April 1637 eine Erweiterung seiner Fischereigerechtigkeit im See Doben. Er mußte dieses Privileg durch einen nochmaligen Hinweis auf seine „barbarische schwere Gefängnis“ verteidigen<sup>3)</sup>. Er ist im Jahre 1653 gestorben, seine Gattin hat ihn überlebt.

Kalksteins Bericht ist überliefert in einer Abschrift des 17. Jahrhunderts, die in einem der wertvollen Bände der alten Landschaftsbibliothek sich befindet<sup>4)</sup>. Sie umfaßt 24 eng beschriebene Oktavseiten, zwei Seiten fehlen.

Der Bericht versetzt uns mitten hinein in jene Zeit der Wirren, die in Rußland dem Aussterben der Rurikdynastie (1598) folgten. Uns Deutschen ist diese Zeit aus Schillers Demetrius bekannt. Diesem ersten Betrüger folgten andere, folgten schließlich die polnischen Ansprüche auf die Herrschaft in Moskau. Preußen hat die Entwicklung im nahen Osten mit Aufmerksamkeit verfolgt. Preußische Gesandte befanden sich mehrfach im polnischen Lager und erstatteten von den Kämpfen anschauliche Berichte. Auch Preußen wurde in den Krieg hineingerissen, da es zu schwach war, seine Neutralität zu behaupten. Polnische Söldner durchzogen plündernd das Land.

Durch einen meißnischen Edelmann Georg von Kreiken ließ Kalkstein sich für das polnische Heer anwerben. Er zog 1614 nach Riga und von dort ins Feld. Bis zum Frühjahr 1616 machte er den Krieg in der Nähe von Smolensk mit. Durch einen unbedachten Überfall auf das feindliche Hauptquartier wurde er gefangen. Schwer verwundet und seiner Kleider beraubt, wurde er nach Moskau geschickt. Die folgende Schilderung ist so interessant, daß eine wörtliche Wiedergabe sich lohnt. Diese Zeit der Muße in Moskau und namentlich auf der Krim hat sich dem Verfasser tief eingeprägt, während die vorhergehende Zeit der kriegerischen Abenteuer und die folgende Zeit der Galeerensklaverei wegen des bunten Wechsels der sich jagenden Ereignisse nur im Fluge gestreift wird.

Diese letzte Zeit in der Türkei war die schlimmste Leidenszeit. Wir wollen den Verfasser nicht bei seinen unfreiwilligen Fahrten durch das östliche und westliche Mittelmeer begleiten, denn seine Erzählung hat hier wenig Reiz. Als mit einer polnischen Gesandtschaft auch ein preußischer Edelmann Wolf von Dlsnik nach Konstantinopel kam, wurde Kalkstein nach langem Suchen im Jahre 1627 für 100 Taler losgekauft. Die Heimreise, die er gar nicht sehr beschleunigte, führte ihn über Messina, Rom, Marseille, Paris, Rouen, Rotterdam, Amsterdam, Pillau, Königsberg nach Partsch, wo er am 12. Juli 1628 eintraf.

Die Erzählung ist, wie die folgende Probe zeigt, schmacklos und unliterarisch. Der Verfasser meidet die in seiner Zeit so beliebten gelehrten Anspielungen. Nur einmal bemerkt er bei der Durchfahrt durch die Dardanellen, daß in der Nähe Troja gelegen habe. Gerade diese Einfachheit macht die Erzählung vertrauenswürdig. Freilich wird

<sup>3)</sup> Ostpr. Fol. 139 S. 529, 534.

<sup>4)</sup> St. M. Königsberg, Kl. 47.

man ihren Quellenwert nicht zu hoch einschätzen dürfen. Dazu hat der Verfasser doch einen zu engen Standpunkt. Was konnte er auch als einfacher Soldat im Heer und als Galeerensklave von den großen Ereignissen merken? Außerdem erweckt die Erzählung den Eindruck, daß die Sklaverei doch nicht so schlimm gewesen sei. Der Verfasser schweigt von den Mißhandlungen und den niedrigen Arbeiten. Hier erscheint die Darstellung wohl etwas gefärbt, denn der hochgestellte Verfasser wollte beim Publikum keine üble Rolle spielen. Da war der Herr von Kalckreuth, der 1656 bei Nyk von den Tataren gefangen genommen und auch in die Türkei verkauft wurde, ehrlicher<sup>5)</sup>.

Was von Kalckreuths Schilderung haften bleibt, ist das Bild der russischen Landschaft, gesehen von einem Menschen des 17. Jahrhunderts. Bei aller Trockenheit klingt doch ein leiser persönlicher Ton durch. Deshalb sei Kalckreuth selbst das Wort erteilt zur Schilderung seiner Gefangenschaft in Moskau und der Krim.

„Als wir nun nach der Stoliza gebracht waren, worden wir wiederumb in die Canzelen gebracht und mußte ein jeder seinen Nahmen sagen, der wardt auffgeschrieben. Hernach worden wir alle in einen Hoff gebracht, der war mitt starken Staketen woll verzeinet. Alda waren 5 Türme und 3 Stuben. In den Türmen wurden gehalten alle die, so da vor Knecht gedienett hatten, auch woll andere, die vor Wittgesellen gedienett haben. In der einen Stube da waren diejenigen, so da gutte Freunde hatten, welche Ihnen darzu kunte verhelffen, an der andern Stube wahren die Wechter, die dritte Stube stundt ledig. Es war zu meinem Glück ein Schöpscher Leutenambt, Alexander Vessel genandt, mit mir zugleich dahin in den Turm gebracht, der hatte viell Landtsleutte in der Stadt, die kamen täglich und besuchten ihn und brachten ihm Geldt und verehrten mir auch ettwas an Geltt. In 4 Wochen wardt der Leutenambt frey gemacht, und mir halff er auß dem Turm in die Stube. Da habe ich es zimlich gutt gehabett. Es waren viell Deutschen in der Stadt, die brachten mir oft Allmosen. Auch war Bertran Filwen, der hatte Freinde in der Stadt, der bracht nicht allein Geltt, sondern auch Hempt und einen Rock. In der Stuben bin ich anderhalb Jahr gewesen mitt Gefahr Leibes und Lebens, den es gar oft geschag, daß Gefangenen auß den Turm genommen worden und umgebracht. Da mußte ich gewertig sein, das die Reige auch an mich kommen werde, aber der liebe Gott hatt mich dessen gefrewett, dem sey Lob, Ehr und Preiß von Ewigkeit zu Ewigkeit, amen.

Es haben die Moskowieter einen Bundt des Friedes mit den Lateren auß Crimin gemacht vor altten Jahren und findt die Moskowieter schuldig, den selben Latern Geschend zu geben. Solche Geschende abzufordern schicken die Latern alle Jahr einen Gesantten in die Moschkaw. Anno 1618 ungefehr in April ist der selben Lateren Gesanter in die Stoliza angekommen, und alß er nun auch vernommen, das der Moskowieterscher Keiser sehr viell Gefangene im Turm hette, welche nicht allein Hunger sterben, sondern auch elendiglich umbs Leben gebracht worden, subpliret er umb ehliche Gefangenen, da ihm dan 15 Perschon Polen gegeben worden, unter welchen ich auch mitt

<sup>5)</sup> Mitt. d. lit. Ges. Masovia I—II (1895—96).

gegeben wardt. Nachdem der Gesante seine Sachen verrichtetett hatte, machet er sich auff die Reise nach seinen Lande und nahm mich nebenst den anderen Gefangenen mitt. Undt weil wier noch in der Moskowieter Landt reiseten, schloß er uns alle nacht in die Eisen, das keiner entkommen solte. Sie hatten auch frische Postfuhren vohr ihre Wagen, welche mitt schonen Rauchwerck beladen wahren. Auff den selben Wagen worden wier auch geführet biß an den Strom hatt der Moskowieter Landt ein Ende. Alda hatten auch ihre Postfuhren ein Ende und mußten hernach ihre eigene Pferde anspannen und wier Gefangenen mußten führen. Etliche worden auch Pferde gegeben zu reitten. Als wier über den Strom Don kamen, da reißeten wier durch ein wüstes pfeldt 19 Tage lang, da nicht allein kein Mensch wohnett, sondern es war auch kein Holz und kein Graß zu finden, den sich alda solche fliegende Wirme auffhielten, die alda Saranka genennet worden, die frassen das Graß auff. Wasser kunte man auch nicht alle Tag finden, bißweilen auch in zwei Tagen wardt kein Wasser gefunden, mußten immerfortt Tag und Nacht marchiren, und wen Wasser gefunden, wardt ein Stunde ekliche darbey geruhett. Sie hatten viell übrige Pferde mitt, wo jemandt ein Pferd verwundett, das wardt stracks geschlachtett und teileten es untereinander. Ein jeder bandt das seine an die bindtriemen, und wenn man also an ein Ortt kam, da Wasser gefunden wardt, so kocheten sie das Fleisch. Ob schon kein Holz nicht war, so waren solche grosse Stauden Krautt, dieselben liegetten sie unter den Kessel und kocheten damit, und wen es kaum halb gar war, so namen sie das Fleisch, das auf dem Boden in dem Kessel gelegen hatt, und beschnitten es und assen es.

Als wier nun das wüste pfeldt durchzogen hatten, kamen wier an ihr Landt. Es ist aber ihr Landt fast einer Insull zu vergleichen, den es ganz von Mehr beslossen ist und sonderlich von da wier herkamen, da war ein ziemlicher breitter ort des Mehrs, da wier übergesetzt worden. Es war aber nicht sonderlich tieff, sie kunten mit ihren Pferden durchschwemmen, und zu den Wagen war eine Pfer hergemachett von Binjen (?), da nicht mehr als ein Wagen darauff stehen kunte. Dieselbe mußten 4 pferde durchziehen, und wardt also ein Wagen nach dem andern übergeholt. Als wier nuhn in ihr Landt gebracht wahren, da worden wier also baldt frey undt loß gelassen, den sie wusten woll, das keiner entkommen könte. Hernach reiseten wier noch vier tag biß an die Stadt, da der tatersche Chan Hoff hiltt, die heisset Bach zi Sarai. Alda überanttwort der Gesante die Geschenke undt uns Gefangene schicket er ihn seinen Hoff.

Es ist dasselbe Crim der Tatarn landt ein städtliches Landt, welcher gutten Weizen tregett, und wirdt der Acker nicht zuerst gepflegeett, sondern es wirdt der Weizen auff die Erde gesehett undt hernach untergepflieget. Es war derselbe Gesandte ein reicher Herr, er hatte 2000 Schaff und 500 Ziegen und über 60 Pferde, auch 40 Stück Viehe, und hatte zwey Vorwerge, darzu gebrauchett er die Gefangenen, die mußten ihm sein Acker betreiben. Es wardt alda Weizen, Gerst und Hersche gesehett, sonst kein ander Getreide. Weizen den gebrauchten sie zu Brott, die Gerste brauchen sie vor die Pferde, undt wen sie in Podolien ziehen wollen, so halten sie die Pferde 2 Monat zuvor in Stal undt futtern sie mit Gerst. Die Hersch gebrauchen sie zu Griz

und erhalten sich auch meist mit der Griß, den Brodt wirdt sehr wenig gegeben, sonderlich den Gefangenen, den sie gar schlechten Bescheitt mit Brotbacken wissen. Es ist das Holz an etlichen Orten sehr knab, dafelbst lesen sie alle Morgen den Ruhemiß auff und kleben ihn an die Zeune, und wen es gutt gedreiget ist, so nehmen sie ihn ab undt legen ihn unter Dach, das nicht naß wirdt. Damit kochen sie undt haben auff dem Feuerherde einen bretten Stein fast als ein Querstern, da wirdt Feuer auff gemacht, undt wen der Stein sich gnug erhizet hat, so machen sie den Stein hübsch rein und legen den Teig darauff mitt heißen Emern, und wen das Brott gar ist, so scharren sie die Asche weg und nehmen das Brott herfür. Mit dem einen Brodt müssen sich 4 auch 5 Perschon 2 Tag behelffen. Es führen dieselben Latern in elende Leben, Griß ist ihr beste Speise. Wen ein Viehe oder Schaf krank wirdt, das sie es nicht mehr können erhalten, [schlachten] sie es undt assen es auff. Die Strenken melcken sie und sauffen die Milch davon. Sie liegen den ganzen Tag über bey dem Schorstenfeuer und sauffen den Schmoctabaß. Ihre Ergezlichkeit ist nicht mehr, als das sie bisweilen in das Feldt gehen und schießen mit den Flißbogen nach dem Licht.

Ihr Religion kommet mit den Türcken überein, den sie auch beschnitten werden. Wen es auff den Herpst kommet, das die Feldtarbeit ganz unterschieden ist, so richten sie sich ein Gedrend zu von Hirschen und laden einander zu Gast. Wen es bey einem außgehoffen ist, so gehen sie zu dem andern undt wehret das so lange, biß alle die Wirdts so viell ihr in dem selben Dorffe sein, ein Banquet gegeben haben. Es wirdt das Getrende auff ihre Sprach Bosa genennet, man kan ein Rausch daran trinden.

In dem selben Lande bin ein ganzes Jahr gewesen, es ist eine schöne Zeit alda. Den Sommer über regnet es selten, auch gar nicht, der Winter wehret ungefehr ein Mohnat, und hernach ist es wieder schon, lieblich und warm. Es wolte derselbe Later, der mich hieltte, von mir haben, das ich nebenst andern seinen Gefangenen auch die Haußarbeit thun soll. Weill ich aber solcher Arbeit ungewohnet war, so wuste ich mich auch nicht darzu zu schicken, sondern hatt ihn, er solle mich nach Constantinopell bringen, weill ich schon vernommen hatte, das allerley Nationen alda vorhanden sollten sein, hatte mier also die Hoffnung gemacht, auß Constantinobell ehe loß zu kommen als auß Tartarey. Als er nuhn sahe, das er keine Arbeit auß mier haben kunte, führet er mich in eine Stadt mit Nahmen Hoslawo, welche an dem Ponto Eugino lieget, undt traten in ein Schiff und fuhren in Gottes Nahmen nach Constantinobell zu. Anno 1619 bin ich zu Constantinobell angekommen in rechten Vorjahr, da gab Gott das ich also halbe des ersten Tages, da ich auff den Markt gebracht wardt, welcher doch sehr groß und unzehlich viell Volk darauff sizet, wardt ich zu meinen großen Unglück auß eine Gallen gefauffet.“

---

Königsberg i. Pr.

Selbstverlag des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Druck: Ostpreußische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

1930